



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 96.

Montag, 26. April

1926.

Die drei Brüder von Korff.

(12. Fortsetzung.)

Roman von D. von Sankstein.

(Nachdruck verboten.)

Tiefe, friedliche Stille lag über dem Talsessel, den ringsum die Berge und Hügel einrahmten, und doch verrieten die Feuer, die überall aus den Schornsteinen lohten, und das leise Rauseln unzähliger Räder, daß es eine Stadt reger Arbeit war, in der auch in der Nacht Tausende von Händen sich regten, auf die er herniederblickte.

Unwillkürlich weitete ein frohes Gefühl Werner von Korffs Brust.

War nicht diese Stadt hier unten ein Wahrzeichen deutschen Geistes? Niebergebrochen und von tausend Feinden bedrückt und doch voller eifriger, fleißiger Arbeit? Arbeit! Frische, ernste, wenn auch sorgenschwere Arbeit, die mit jedem Widderschlag mitschuf an dem Wiederaufbau verlorener Größe. Jedes dieser unzähligen Feuer, die das Panorama fast zu einem Märchenbilde schufen, eine Stätte des Wirkens, des Fleißes, und wie hier, diese verträumte Stadt in den Waldburger Bergen, so war es fast überall.

Und er stand hier. Gesund und stark, hatte ein Wirkungsfeld, in dem er schaffen konnte. Schönes schaffen, denn war es nicht etwas Schönes, dafür zu sorgen, daß diese Tausende fleißiger Männer wieder gesund und froh aufsteigen konnten aus der Tiefe der Berge?

Mit elastischen Schritten ging Werner wieder zu Tal und betrat seine Wohnung. Die Frau des Obersteigers hatte das Zimmer säubern lassen. Frisch bezogen lud das Bett zur Ruhe. Zwar nur ein einfaches Feldbett, so wie es den Steigern in den großen Sälen des Betriebshauses gestellt wurde, aber er war nicht verrohnt.

Auf dem großen Tisch vor dem Sofa hatte Frau Klopelt eine kalte Abendmahlzeit zurecht gestellt und der Direktor — Werner fühlte wohl, daß dieser in ihm den U-Boot-Helden ehrte — hatte sogar eine Flasche Wein zum Willkomm gesandt.

Er hatte rechtlich Hunger, setzte sich nieder und aß, dann trat er noch einmal auf den Altan.

War er nicht glücklicher dran als seine beiden Brüder? Er dachte an Augusts schweres Werk bei der Wiederrichtung des Gutes und an Erich.

Der arme Erich! Der Jüngste und der Kriegsverletzte! Aber er wußte nichts von den trüben Erfahrungen, die der erste Tag dem Bruder gebracht hatte, er wußte nur, daß auch er eine Stelle gefunden und — eine Braut, und daß ihm das Glück aus den Augen sah, als er Abschied genommen.

Eine Braut! Seine Marianne! Er dachte an sie und sah noch einmal die Räume. Freilich, die stolze Villa des Senators Wöhlmann war es nicht. Gut, daß es so war! Daß er diese Wohnung von Amts wegen erhielt. Daß es kein Wählen gab. Ihm hätte es widerstanden, in dieser Zeit allgemeiner Not in einer prunkvollen Villa zu hausen, und gemütlich konnte es werden. Groß waren die Zimmer und doch behaglich. Frei der Blick in die Berge. Und wenn auch leise Zweifel in ihm aufstiegen, wenn auch die Erinnerung an das letzte Zusammensein in Berlin ihn ein wenig stübig gemacht hatte — er hatte sie ja so lieb, seine schöne, stolze Marianne! Er war so glücklich, daß er gleich wieder eine solche Stellung gefunden hatte, die ihn unabhängig dastehen ließ. Gleich morgen wollte er ihr schreiben — nein, besser, heute abend noch, daß sie sich rüsten möge,

daß sie Hochzeit halten wollten unter dem brennenden Christbaum!

Er setzte sich nieder und schrieb. Schrieb, wie es eben die Art der Korff war. Nicht viele Phrasen, aber kernige, warme Worte, hinter denen das treue Herz stand. Dann legte er sich nieder, und während er langsam einschlief, sang ihm zum ersten Male das Surren der großen Schwungräder der Fördertürme, das Klingen der Signalglocken, das gleichmäßige Treten von Männerfüßen da draußen das Schlummerlied. —

An demselben Abend aber stand Elisabeth Harding am Fenster und blickte hinaus auf die Straße, wartend und hoffend. Den ganzen Tag war sie umhergegangen wie eine Träumende, und ein glücklicher, verklärter Schein lag auf ihrem Gesicht.

Sie war Braut! Braut, welch ein Wort, das einen Himmel von Seligkeit barg.

Es war ihr, als müsse ihr jeder Mensch ansehen, wie sie voller Glück war!

Nie waren ihr ihre Stunden so lang erschienen, nie hatte sie so kritisch ihre zarte Gestalt vor dem Spiegel betrachtet.

Ein Singen auf den Lippen bedeckte sie den Abendbrotisch und stellte Blumen vor das Gedeck ihres Verlobten, denn es war ihr eine Notwendigkeit, daß er kam. Gleich nachdem seine Arbeit vorüber. Auch wenn er nicht ausdrücklich geladen war. Selbstverständlich stand ihm der Tisch bereit!

Lächelnd ließ sie der Professor gewähren, etwas aufseufzend die Mutter. Dann wurde es immer später und draußen senkte sich die Nacht in die Straße. Endlich sagte die Mutter:

„Wir wollen essen.“

Sie trat zu dem Vater. Traurig sah sie mit ihren warmen braunen Augen zu ihm auf.

„Er kommt nicht?“

Der Professor strich ihr über den dunklen Scheitel.

„Vielleicht kommt er später.“

Da weinte sie plötzlich auf.

„Er kommt nicht, er hat den ganzen Tag nichts von sich hören lassen. Wie ist es nur möglich!“

Der Professor nahm sie in den Arm.

„Offen gestanden, ich habe ihn heute nicht erwartet.“

Sie verstand nicht.

„Nicht erwartet?“

„Denk dir, was heute auf ihn einstürzte. Der erste Tag in einem neuen Beruf. Auch wird er müde sein von Arbeit.“

„Und dann kommt er nicht zu mir? Damit ich ihn pflege und hege? Kommt er nicht zu mir, weiß er denn nicht, wie ich auf ihn warte?“

Der Professor streichelte sie sanft.

„Männer sind anders, und ich glaube ihn zu verstehen. Denke nicht, daß dieser Tag ihm leicht war. Er selbst muß erst wieder auf festen Füßen stehen, dann wird er auch kommen. Bis jetzt war er gewohnt, zu befehlen, nun —

Sie schmiegte sich an den Vater.

„Bitte — laß uns recht bald heiraten!“

Der Professor lächelte.

„So eilig hast du es, fortzukommen von uns?“

„Weil er mich braucht! Weil er noch krank ist, weil ich ihm die Sorgen von der Stirn streichen muß. Denn nur, sein armer Stumpf, wie mag er ihn schmerzen. Ich muß ihn pflegen.“

„Kind, es war vielleicht leichtsinnig von mir, daß ich dir gestern nicht widersprach, als du so rasch dich verlobtest. Erst muß er eine Stelle haben, erst muß er meinem kleinen Vögelchen auch ein Nest bauen können. Jetzt wärest du ihm nur eine Last und eine Sorge.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, Vater, leichter bauten wir uns das Nest zusammen. Sieh, hier ist es doch anders. Er braucht mich und — ich gehöre doch nun einmal zu ihm.“

Noch immer hatte der alte Herr das Nacheln um seinen Mund.

„Ihr müßt ja hungern.“

„Kann ich nicht auch verdienen?“

„Das geht wohl jetzt, wo du unser Töchterchen bist. Glaubst du, er würde es dulden, daß du für ihn arbeitest?“

„Ist es nicht besser, als wenn ich mich gräme und er leidet?“

Noch einmal mahnte die Mutter, und sie setzten sich nieder zum Essen. Freilich immer hingen ihre Blicke an der Tür und sie waren voller Unruhe und voller Kummer. Es war ihr, als fühle sie, was in dieser Stunde in seinem Herzen vorging, während er einsam und in trüben Gedanken in seiner kahlen Stube lag und sein Geschick überdachte.

Es wurde später. Reize und traurig hatte Elisabeth den Tisch abgeräumt und die Blumen zur Seite getragen, die Frau Professor war in der Küche, er saß am Schreibtisch.

Wieder drängte sie sich an ihn.

„Kommt er morgen?“

„Sicher.“

„Und wenn er wieder nicht kommt?“

„Dann gehe ich zu ihm hin und hole ihn dir.“

„Du weißt ja nicht einmal, wo er wohnt!“

„Morgen wirst du es wissen.“

Seufzend ging sie in ihr Mädchenstübchen hinüber. Sie ging heute der nüchternen Mutter gern aus dem Wege, die eben eintrat.

„Eine Torheit war's mit der raschen Verlobung. Die Liebe hätte eine ganz andere Partie machen können.“

Der Professor hatte noch immer sein versonnenes Nacheln.

„Glaubst du, daß sie es getan hätte?“

„Sie wäre vernünftig geworden.“

„Höre, vernünftig ist ein schreckliches Wort, an dem meist das schönste Glück des Lebens zugrunde geht.“

„Wann sollen die beiden jemals heiraten?“

„Wenn es nach Elisabeth ginge, sofort!“

„Aber Mann!“

„Das ist natürlich Unsinn, und doch — ich beneide ihn ja — laß es gut sein — er ist ein Ehrenmann und — ich bin nun einmal ein veralteter Mensch, der noch von der aus der Mode gekommenen Liebe etwas hält. Ich denke, wenn der Junge nur gesund bleibt, sie werden glücklich werden. So glücklich wie wir beide, Alte!“

Er legte den Arm um sie, sie aber seufzte.

„Mein Kind sollte es besser haben.“

„Besser als wir beide? Aber Altes, wenn's auch manchmal, und zuerst oft, recht knapp war, waren wir nicht zufrieden? Oder bist du es nicht?“

„Ach, Mann, mit dir ist nicht zu reden!“

„Dann tu's auch nicht und überlaß dem Schicksal das weitere. Ich glaube, das Mädel weiß, was sie tut, so wie wir beide es wußten!“

Da sah ihn die kleine, runde Frau Professor an, den kleinen Mann mit der klugen Stirn, den weißen Haaren und den guten Augen, und plötzlich faßte sie ihn um.

„Ich habe ja mit dir doch das große Los gezogen, du Guter!“

Zu derselben Zeit aber war in der vornehmen Villa an der Außenalster, die der Senator Wöhlmann bewohnte, große Gesellschaft. Lakaien flogen, Gäste in kostbaren Kleidern füllten die Räume, eine prunkvolle Tafel war eben verlassen.

Marianne Wöhlmann, im seidenen Kleid, die schimmernden Arme mit Brillanten geschmückt, lachte fröhlich, während das Orchester zum Tanz spielte.

Ihre Augen leuchteten in ausgelassener Lebensfreude und wußten nichts von den Sorgen der Zeit.

„Ich habe gehört, gnädiges Fräulein werden bald heiraten? Ihr Herr Bräutigam hat wohl eine bedeutende Stellung.“

„Allerdings, aber — so eilig habe ich es nicht. Der Mensch ist nur einmal jung, und das Leben ist ja so schön.“

„Wo ist denn der Herr Kapitänleutnant?“

Sie hatte ein etwas verächtliches Gesicht.

„Waldburg heißt das Nest — es soll ja hübsch liegen. Ich hoffe, er wird bald nach Berlin berufen. Ich glaube, in einer Kleinstadt könnte ich nicht leben. Nun, vorläufig bin ich ja noch in Hamburg.“

„Darf ich Gnädigste bitten, der Tanz beginnt.“

Sie nickte und trat am Arm ihres Tänzers in den großen Saal. Sie sah es wohl, wie alle Augen ihrer stolzen Schönheit huldigten. An diesem ersten Abend, der wieder der großen Geselligkeit die Türen des väterlichen Hauses öffnete, hatte sie wirklich keine Lust, an eine Verbannung nach Waldburg, wie sie es nannte, zu denken. —

Und an demselben Abend saß auch die junge Frau Edith in ihrem Zimmer im Herrenhause des Vaters. Es war ihr recht, daß dieser drüben mit einigen Nachbarn zechte. Sie hatte ein träumerisch versonnenes Nacheln auf den Lippen und dachte nach, aber es war nicht ihr Mann, dem ihre Gedanken galten, sondern der elegante Better Ortlieb und der tolle Ritt durch die Flur.

Und sie machte sich kein Gewissen daraus, daß diese Gedanken ein Verbrechen waren an dem emsig schaffenden Mann, der drüben in Schwedau ihrer harnte. —

(Fortsetzung folgt.)

Heilige Stunde.

Lehtes Sonnenglöhen;
Erstes scheues Dämmern.
In den Schlaf der Rosen
Fallt der Spechte Hämmern.

Volleneilschenbläue
Haucht uns Himmelsgrühe,
Und das seelenscheue
Reh hebt seine Füße

Einmal noch zum Bronnen,
Waldes offener Wunde.
Mädchen zu Madonnen
Formt die Feiertunde.

Heilige Blumentinder
Halten sie in Händen,
Während odemlinder
Lenzwind raunt Legenden.
Artur Silbergleit.

Ein Ausflug nach der Guanoinsel Halifax.

Von M. Kendenbach.

An der südwestafrikanischen Küste zwischen Orange-mündung und Balfischbai liegt eine Anzahl von vegetationslosen Felsseelanden, welche von großen Scharen von Seenvögeln bewohnt werden, die in den Gebieten des Südpolmeeres heimisch sind und nur wegen des kalten Benguellaströmes hier noch ihnen zugunsten Lebensbedingungen finden. Hauptsächlich Pinguinen, Albatrosse, verschiedene Arten der Sturmvögel und Möwen.

Die Inseln befinden sich schon seit langen Jahren im Besitz der Kapkolonie, die das von den Vögeln erzeugte Guano gewinnen läßt. Auf einigen der Inseln wohnen weiße Arbeiter, meistens frühere Seeleute, welche nach einer gewissen Dienstzeit die Einwanderungserlaubnis erhalten, ohne die sonst vorgeschriebenen Vermittel zu besitzen. Alles, was diese Leute zum Lebensunterhalt benötigen, muß über See beigebracht werden, sogar das Trinkwasser, da die geringen Mengen von Regenwasser, welche sorgsam aufgefangen werden, bei weitem nicht reichen.

In der Regel wird der Verkehr durch Kutler vermittelt, die auch das gewonnene Guano nach Kapstadt überführen. Einzelne der Inseln, die in der Nähe von Lüderiksbucht liegen, werden zuweilen auch von hier aus verlorat, und diese seltenen Fahrten bieten die einzige Möglichkeit, eins der interessantesten, wogenumtosten Eilande zu besuchen. Auch ist das Landen dort streng verboten, um die nützlichen Vögel nicht zu beunruhigen und eine Auswanderung derselben nach der nahen Festlandsküste zu verhindern.

Durch das Entgegenkommen der Boermann-Linie erhielt ich mit verschiedenen Herren die Erlaubnis zu einer Fahrt nach der Insel Halifax, die so seltene Bilder bot, daß man sie so leicht nicht vergessen kann.

An einem ruhigen, wolken- und nebellosen Morgen gingen wir an Bord einer Barkasse und verließen in schneller Fahrt das ruhige Wasser der Bucht, in welchem sich keine Welle kräuselte. Kaum hatten wir zwischen Haifisch- und Pinguininsel die offene See erreicht, als uns große, gleichmäßig anrollende Dünung empfing. Hohe Spritzer gingen über Deck des Klinken, niedrig- aber starkgebauten Fahrzeuges hinweg. Besonders heftig war der Wogenanprall, als wir um die Diazspitze mit dem bekannten Diazkreuzbogen und in südwestlicher Richtung der starken Trift des Benguellastromes bei erfrischendem Gegenwind entgegensteuerten. Dies konnte den Reiz der Fahrt für die Teilnehmer, die schon so manche schwere See auf dem Weltmeer erlebt hatten, nur erhöhen. Die Stimmung war die denkbar angeregteste. Es boten sich mit jeder Minute neue fesselnde Bilder dem Auge dar. Im hellsten Sonnenlicht lag die scharfgesiebte Küste. Die graublauen Granitfelsen und in der Ferne die goldgelben Sandmassen der gefährlichen Wanderdünen zeigten in dem grellen Lichte der afrikanischen Sonne ihr schönstes Farbkleid. Das Meer leuchtete uns mit seinem tiefsten Blau entgegen, das nur unterbrochen wurde von den weißen, schäumenden Räumen der stetig und mächtig heranrollenden Wogen. Die entferntesten Berge schienen zum Fassen nahe, und dabei herrschte auf dem kalten Wasser eine so angenehme erfrischende Temperatur, wie man sie tagsüber auf dem ausgebrannten Boden des Festlandes schon lange nicht mehr genossen hatte. Kleine Möwen, denen kein Seemann etwas zu Leide tut und die deshalb den Menschen noch nicht als Feind erkannt haben, folgten laut kreischend dem schwankenden Fahrzeug, unaufhaltsam um Gaben bittend für ihren stets hungrigen Magen. Mit der größten Geschicklichkeit verstehen sie es, mitten im ununterbrochenen Fluge einen ihnen zugehenden Bissen zu ergaßen. Und fällt ein solcher ausnahmsweise in die Flut, so wird er in blitzschnellem Gleitfluge von einem der kühnen Segler erfasst und gierig im Fluge verschlungen. Nur zur Verzechtung größerer Stöße lassen sie sich auf dem Wasser nieder, wo sie unbekümmert um den Seegang ruhig auf dem höchsten Wellentamm oder dem tiefsten Wellental dahintreiben, ohne Gefahr zu laufen, von der folgenden Woge überschüttet zu werden. Ganze Rudel von Delphinen verfolgen seit der Ausfahrt in die offene See das kleine Dampfboot. Es ist erstaunlich, wie wenig furchtsam diese rubelosen Tiere sind, welche trotz ihrer Fälschheit ebenso, wie die ganze Familie der Wale, zu den Säugetieren gehören. Ihr einziger Feind, der sie aber selten ergreifen kann, ist der Haifisch. Der Mensch läßt sie an dieser Küste, wo kein Mangel an frischem Fleisch besteht, verschont. In manchen tropischen Gebieten müssen sie ebenso, wie die Riesenschildkröten, mit ihrem festen Fleisch Ersatz für fehlendes Rindfleisch bieten. Nicht beängstigt wurden sie durch das Stampfen der Schiffschraube, machten sich vielmehr ein Vergnügen daraus, uns in schneller Fahrt zu überholen. Blitzschnell schienen sie dicht vor dem Bug des Schiffes in die Tiefe, um, in entgegengesetzter Richtung jagend, wieder an der Oberfläche zu erscheinen. Eng aneinander gedrängt saßen sie fast in der Luft über ein tiefes Wellental dahin, um, sich lustig tummelnd, wieder in der nächsten anrollenden Woge zu verschwinden. Andere beslokte Meeresbewohner sind nicht zu sehen, wohl wissend, wie gefährlich der Aufenthalt in der Nähe dieser Kimmerratte werden kann. Während wir unsere ganze Aufmerksamkeit dem lustigen Treiben dieser lebhaften Gesellen gewidmet hatten, bemerkten wir kaum, daß Halifax dicht vor uns lag und unsere Barkasse bereits einer dem Festland zugekehrten, ruhigen, kleinen Bucht zusteuerte.

Halifax ist ein vollständig kahles Felsenland mit fast senkrecht abfallender, niederer Klippenküste, welche wir mühelos ohne Landungssteg betreten konnten. Doch welche Überraschung bot sich uns hier! Nicht Hunderte, nein Tausende von Pinguinen saßen, wie in einem zoologischen Garten, dicht nebeneinander an dem felsigen Strande. Sie nahmen nicht die geringste Notiz von unserem Kommen, gingen nicht aus dem Wege und schienen kaum ungehalten zu sein, wenn wir sie, um sie nicht zu treten, mit dem Fuße beiseite schoben. Sie sind auf dem Lande äußerst schwerfällig und unbeholfen. Ihre sehr kurzen Beine sind so weit nach hinten stehend, daß sie fast aufrecht gehen. Die Flügel sind kurz und flossenförmig und nur mit kleinen, in Reihen stehenden schuppenförmigen Federn bedeckt. Sie hängen wie Arme an dem unförmigen Körper schlaff herunter, sind zum Fliegen vollständig untauglich, werden dafür aber beim Schwimmen äußerst geschickt als Ruder benützt. Der Schwanz ist kaum merklich ausgebildet, aus einer Anzahl starrer, borstenartiger Federn bestehend, die sie während der Ruhe an Land als Stütze, geradezu als Stuhl benützen. Kopf und Rücken nebst Flügeln und Schwanz sind schwarzbraun gefärbt, während der übrige Körper in einem Schneeweiß erglänzt und am Halse in einen gelbgrauen Ton übergeht. Die mit starken Beinen versehenen Füße sind

mit dicken Schwimmbäuten versehen und schauen nur wenig aus dem dichten Gefieder hervor. Bei ihrem aufrechten Gang setzen sie den einen Fuß dicht vor den andern, wodurch sie nur langsam vorwärts watscheln können. Haben sie es eilig, so hüpfen sie, beide Füße zugleich ansetzend, wie Sackhüpfer. Am Lande halten sie sich nur während der Ruhezeit auf, da dieses ihnen auch nicht die geringste Nahrung bietet. Deshalb verlassen sie auch nicht die allernächste Nähe des Strandes. Bei ihren fortwährenden Gängen zur See nehmen sie sich nicht die Mühe, eine leichte Stelle aufzusuchen, sondern lassen sich von einer Klippe unmittelbar in die Flut fallen, ohne bei ihrer großen Sicherheit im Schwimmen Gefahr zu laufen, in der Brandung verlegt zu werden. Wollen sie wieder an Land, so besorgt dies eine stärkere Welle, welche sie emporhebt und auf einem Felsvorsprung wohlbehalten absetzt. Ihre seehundartige Gewandtheit im Wasser ist um so mehr zu bewundern gegenüber ihrer Unbeholfenheit auf dem festen Lande. Etwas weiter vom Strande gehen sie nur zur Brutzeit. Etwas abseits der allgemeinen Ruheplätze hatten die sorgsam Eltern, die in durchaus einwandfreier Monogamie leben, in den scharfen trockenen Quarzsand dicht nebeneinander kleine Niden gescharrt, in welchen sie auf wenigen ausgezupften Federn das Gelege, aus einem oder zwei Eiern bestehend, ausbrüteten. Auch junge, mit dichtem Flaum bedeckte Nestlinge waren schon vorhanden. Zeitweise watschelten und hüpfen die sorgenden Wächterinnen zur Nahrungssuche zum Strande und wurden während dieser Zeit von dem treuen Gatten vertreten. Sicher schlugen sie auf dem Rückweg zwischen den vielen Nestern den kürzesten Pfad nach den übrigen ein, ohne dies mit dem einer Nachbarin zu verwechseln. Ganz deutlich konnte man die oft betretenen Pfade in dem harten Sand unterscheiden. Streift es zwischen diesen gutmütigen Gesellschaftsvögeln nicht zu geben, auch keine Eifersuchtsszenen. Sie waren durchaus nicht heunruhigt, wenn wir dicht an ihre Nester herantraten und einige Photos zur bleibenden Erinnerung aufnahmen. Sie schienen ganz von dem Gefühl durchdrungen zu sein, daß der Mensch sie hier wegen ihres wertvollen Guanos beschützt und hegt. Eines Vorzugs, dessen sich nur wenige Tiere, nicht einmal der sonst so beliebte Storch, rühmen darf. Wollten wir aber eine der Brütenden von ihrem Neste scherzweise abheben, so brachten sie durch Federsträuben und Zuschnappen mit ihrem kräftigen Schnabel ihren Unwillen über diese unerhörte Störung zum Ausdruck. Eier und Junge verließen sie aber auch dann nicht. Diese sind recht unbeholfene Nesthocker, welche die Alten hauptsächlich mit Weichtieren füttern. Sie stecken den Kopf in den weitgeöffneten Schnabel der Eltern und verschlingen gierig das in der Speiseröhre bereitgehaltene Futter. Früher wurden auch zuweilen Eier gesammelt, welche ebenso wie Möwen- und Kibitiker mit Recht als große Delikatessen angesehen werden. Sie sind von der Größe der Enteneier, besitzen einen kleinen Dotter, jedoch viel Eiweiß von etwas grünlicher Färbung und eine fettglänzende Schale, die wiederum von einer dünnen Kalkschicht umgeben ist. Diese nimmt während des Brutgeschäftes eine bräunliche Farbe an, so daß sich frische Pinguineier sofort unterscheiden lassen. Heute kann man diese Feinkost nur schwer erhalten, da die Entnahme der Eier streng verboten ist.

Trotz alledem hat die Anzahl der nützlichen Vögel nicht zugenommen, und nachdem die älteren Guanolager abgebaut sind, erstreckt sich die Gewinnung hauptsächlich auf das Zusammenkehren der am Strande liegenden Exkremente, die nie von stärkeren Niederschlägen abgeschwemmt werden und in der scharfen Luft schnell trocknen. Auch die Brutplätze werden nach Flügengeworden der jungen Vögel sorgfältig aufgeräumt, wobei eine Menge kleiner Federn, die als Nesteinlage dienen, mitgesammelt werden und die Güte des Produkts herabmindern. Überhaupt hat sich der Ertrag der Inseln verringert. Es ist daher der ganze Betrieb stark eingeschränkt worden.

Auf Halifax leben nur Pinguinen, während auf anderen Inseln Albatrosse, Möwen und Sturmvögel die vorherrschenden Bewohner sind. Seehunde und Seelöwen fehlen ebenfalls hier. Sie halten sich dagegen in manchen Buchten der Festlandsküste in größerer Menge auf und scheinen sich überall mit den besiedelten Mitbewohnern gut zu vertragen.

Es war ein genußreicher Tag, den wir auf der Fahrt nach diesem Vogelparadies verlebten hatten und wird jedem Tierfreund in unvergeßlicher Erinnerung bleiben. Und noch wurden wir auf der Rückfahrt überrascht von einem seltenen und hier nicht so häufigen schönen Anblick.

Als wir an der Mähen, im Schutze der Diazspitze liegenden Griffithsbai vorbeifuhren, erhob sich plötzlich eine Schar von Flamingos, die an den Bitterseen Ägyptens zu den täglichen Erscheinungen, an der kalten Felsenküste Südwestafrikas aber zu den seltenen Gästen gehören. An-

Scheinend waren die misstrauischen Vögel vom Lande her aufgeschreckt worden und flogen der offenen Bucht zu. Im glühenden Rot der im Ocean untergehenden Sonne erglänzte das schneeweiße, rosenrot angehauchte Gefieder dieser stolzen, prächtigen Vögel. Mit Entzücken verfolgten wir ihren Flug. In dem Auf- und Abwogen der mächtigen, glänzenden schwarz umrandeten Fittige wechselte das zarte Rosaweiß ihrer schlanken Körper mit dem leuchtenden Karmin ihrer ausgebreiteten Flügeldecken. Eine Farbenzusammenstellung, die im Lichte der sinkenden Sonne an dem wolkenlosen blauen Himmel zur schönsten Entfaltung kam. Doch nicht lange genossen wir das fesselnde Bild. Mit wenigen kräftigen Flügelschlägen gingen sie hoch, um das gegenüberliegende Ufer der schmalen Bucht zu gewinnen. Auch wir verließen schnell die einsam liegende Bat und bogen um die wogenumtoste Spitze der Haifischinsel in die heimische Lüderisbucht ein mit dem frohen Bewußtsein, ein Tierleben beobachtet zu haben, wie es zu sehen nur wenigen vergönnt ist.

Welt u. Wissen

Wie das scheueste Tier der Welt gejagt wird. Das Olapi, das in dem ewigen Dunkel der Kongo-Urwälder lebt, ist sicherlich das scheueste Tier der Erde, denn es ist noch niemals einem Weißen gelungen, es zu jagen, und noch nie hat man es lebendig aus seiner Heimat fortgebracht. Wie schon dieses Tier ist, kann man schon aus der Tatsache folgern, daß es erst im Jahre 1902, und zwar durch einen Zufall von dem damaligen Gouverneur von Kongo Sir Harry Johnston entdeckt wurde, der das erste Fell eines solchen Tieres nach London sandte. Rudolf Grauer, der 1909 neun Monate im Urwaldgebiet des Kongo zubrachte, und dem es glückte, drei gut präparierte Felle und drei vollständige Skelette dieses schönen Tieres nach Wien zu bringen, schildert in den „Naturwissenschaften“, wie das Olapi gejagt wird. Das geheimnisvolle Tier, das etwa die Größe einer Hirschkuh hat, ist dunkelbraun gefärbt, am Bauch fast schwarz, die Rufe sind zebraartig rein weiß gestreift. Wegen seines langen Halses, des höhergestellten Vorderkörpers und seiner Greifzunge ist die Giraffe sein nächster Verwandter. Das Olapi lebt im allerdichtesten Urwald, näbert sich nie den Pflanzungen der Eingeborenen, schläft bei Tage und sucht nur während der Nacht Nistungen auf, die den Wiederkäuern Wasser und Gras bieten. Geruchssinn, Gehör und Gesicht müssen außerordentlich scharf entwickelt sein, denn kein Weißer kann sich seinem Lager nähern, ohne daß das Tier längst aufgeschreckt ist, bevor es der Jäger zu Gesicht bekommt. Nur die Menschen des Urwaldes, die dem Tier noch sehr nahe stehen, sind imstande, es zu überlisten. Daher sind die besten Olapi-Jäger die Wambutti, die Ureinwohner des Kongo-Urwaldes, ein Zwergvolk von geradezu abschreckender Häßlichkeit. Ihre Nase ist tief breit, das Haar kurz und gekräuselt, der Körper gedrungen und muskulös, aber der Blick der auffallend großen, stark hervortretenden Augen ist intelligent und der Gesichtsausdruck sehr gutmütig. Diese Zwergvölker, die sich durch eine überaus helle, fast gelbe Hautfärbung von den innerafrikanischen Negern unterscheiden, leben in Herden von 30 bis 50 Familien im Urwald und nähren sich hauptsächlich von Jagd. Dabei treiben sie das Wild entweder in große, aus Pflanzenfasern geflochtene Netze oder fangen es — so Büffel und Elefanten — in tiefen Gruben, die sie durch darübergelegtes Buschwerk dem übrigen Waldboden ganz gleich machen. Auch mit vergifteten Pfeilen und Speeren erlegen sie Tiere, und diese Art wenden sie dem Olapi gegenüber an. Der Wambutti sucht auf einer der Urwaldlichtungen, in der die scheuen Tiere des Nachts weiden, am Morgen eine frische Fährte zu finden, die er dann tagelang durch die und dorthin verfolgt. Nur er ist imstande, in dieser Wirnis von Bäumen und Lianengestrüpp die Spur an fast unmerklichen Zeichen, die das Auge des Weißen nie bemerken würde, festzuhalten. Verliert er einmal die Spur, so legt er sich flach auf die Erde, und es gelingt ihm dann meistens durch seine fabelhaft ausgedehnte Witterung, sie wiederzufinden. Auf diese Weise glückt es ihm endlich, das jeden Sonnenstrahl meidende Olapi im Schlaf zu überraschen und es auf ganz kurze Entfernung mit einem Pfeil oder aus unmittelbarer Nähe mit dem Speer, den er nie aus der Hand läßt, zu erlegen.

Wie der Erdgeruch entsteht. In diesen Wochen, da die Natur erwacht und die regenfeuchte Erde ihre uralte Fruchtbarkeit neu entfaltet, atmen wir nach langen Wintermonden auch wieder beglückt den würzigen Erdgeruch, der uns besonders aus der aufgeworfenen Ackerkrume entgegen schlägt. Wie entsteht dieser Duft, den die moderne Dichtung geradezu zum Sinnbild der „Mutter Erde“ gemacht hat? Die Frage danach haben sich die Menschen immer vorgelegt, aber erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts gelang es zwei

französischen Forschern, Berthelot und Andrö, den Geruch durch das Vorhandensein einer organischen Verbindung im Boden zu erklären. Wie Dr. Hugo Kuhl in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ ausführt, wurde diese Annahme durch einen deutschen Forscher Kullmann bestätigt, der den Riechstoff in Form kleiner, das Licht doppelt brechender Kristalle in chemisch reiner Form darstellte. Ihm gelang es auch, den Erdgeruch auf biologische Ursachen zurückzuführen, denn er erkannte ein Bakterium als Erzeuger des Riechstoffes, dem er den Namen Cladothrix odorifer gab. Jedoch irrte er sich in botanischer Hinsicht, denn dieser „Geruchträger“ wurde später auf Grund seiner morphologischen und biologischen Eigenschaften als ein Strahlenpilz erkannt und auf den Namen Actinomyces odorifer getauft. In jeder Ackererde, auf Gräsern, Stroh und Getreideähren finden sich diese Strahlenpilze, und ihre Kultur ist so einfach, daß sie auch dem Laien gelingt. Damit ist der Natur das Geheimnis des Erdgeruches entrisen worden. Man hat den Pilz unter verschiedenen Lebensbedingungen gesüht und auf Gelatinenährböden auch geruchlose Kolonien gewonnen. Wurden aber diese geruchlosen Kolonien auf kohlehydratreiche Nährböden übertragen, so trat stets der Geruch der atmenden Erde auf.

Hygiene und Heilkunde

Nimmt der Krebs zu? Wir hören icht so viel von Krebserkrankungen, daß wir unwillkürlich geneigt sind, an eine Zunahme dieser furchtbaren Menschheitsgeißel in der letzten Zeit zu denken. Es ist aber auch sehr wohl möglich, daß durch die bessere Erkennung der Krankheit und Feststellung der Todesursachen nur mehr Fälle als früher bekannt werden. Namentlich in den Vereinigten Staaten, wo die Zunahme der Ziffern der Krebssterblichkeit besonders groß ist, glaubt man an eine tatsächliche Zunahme der Krankheit. Der hervorragende Statistiker Dublin hat es nun unternommen, diese uns so viel beschäftigende Frage an dem großen Versicherungsamt der amerikanischen Metropolitan Life Insurance Company zu prüfen, und in einer Besprechung seiner Ergebnisse nennt San-Rat Prinsing in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ diese Statistik ein Musterbeispiel dafür, wie solche Berechnungen methodisch richtig ausgeführt werden müssen. Dublin wählte für seine Berechnungen aus den Versicherten der großen amerikanischen Gesellschaft die zahlreichste Gruppe der Arbeiterschaft aus, die nur kleine wöchentliche Beiträge von 5 Cents aufwärts zahlen. Die durchschnittliche Ziffer der in dieser Gruppe Versicherten war in den 12 Jahren 1911–1922, die er in Betracht zieht, 10,75 Millionen, davon etwa sechs Siebte Weiße und ein Siebtel Farbige. Die Gesamtzahl der Krebssterbefälle belief sich auf 90 175. Danach betrug die rohe Sterbeziffer 69,0 auf 100 000 Lebende. Da aber unter den Versicherten die höheren Altersklassen viel spärlicher vertreten sind, wurden Standardziffern unter Zuhilfenahme der in England aufgefundenen Altersgliederung berechnet. Danach ergab sich für die ganze Periode das Verhältnis von 87 Todesfällen auf 100 000 Lebende. Auch bei der Gesellschaft ergab sich eine Zunahme der Krebssterblichkeit, und zwar von 82,6 im Jahre 1911 auf 88,7 1922. Die durchschnittliche jährliche Zunahme wurde mit 0,60 berechnet. Diese Zunahme ist nun viel kleiner als diejenige, die sich aus der amtlichen Todesursachen-Statistik der Vereinigten Staaten ergibt; sie ist beim männlichen Geschlecht größer als beim weiblichen. Im ganzen hat das männliche Geschlecht eine beträchtliche Zunahme; beim weiblichen Geschlecht ist sie bei den Weißen gering, die farbigen Frauen haben sogar eine ganz kleine Abnahme. Was die einzelnen Arten des Krebses anbetrifft, so zeigte der Krebs des Darms und Bauchspeicheldrüse bei beiden Geschlechtern eine erhebliche Zunahme, der Krebs des Magens, der Leber, Gallenblase, Speiseröhre zeigte nur beim männlichen Geschlecht Zunahme. Der Krebs der Mundhöhle, Lippe, Zunge, Kiefer und der Haut ist weniger häufig geworden. Der Krebs der Gebärmutter zeigt bei den weißen Frauen, der der Brustdrüse bei den Weißen und Farbigen eine kleine Zunahme. „Trotzdem muß man daran zweifeln“, sagt Prinsing, „ob daraus auf eine tatsächliche Zunahme des Krebses geschlossen werden kann. Die Zunahme seiht sich am meisten in den höchsten Altersklassen und bei den Krebsarten, die der Untersuchung am wenigsten zugänglich sind, so daß sie sich durch eine bessere Diagnosestellung und durch eine Zunahme der ärztlichen Behandlung bei älteren Personen erklären läßt. Nach den neueren Untersuchungen von Beller über die Krebssterblichkeit in Wien, London und Paris und nach denen Heibergs über die Krebssterblichkeit in Kopenhagen ist eine Zunahme des Krebses in diesen Städten sicher auszuschließen. Man wird dies auch auf die Arbeiterschaft in den Vereinigten Staaten übertragen dürfen.“